

III. ORTSNAMEN.

- Berlin, vielleicht von Bär, mir viel wahrscheinlicher aber f. Beerlin, da die Mark reich an Brombeeren ist. Ebenso Bernau, während das askanische Bernburg sicher von Bär.
- Erbsen, Ort b. Göttingen, aus Erpeshusen nach dem Gründer Erpo.
- Ehrlich, Ort i. Westerwald, aus Erlach, ahd. Erlaha Erlengebüsch.
- Eichstetten, Ort, früher Eistat nach dem Gründer Eio.
- Eschwege, Stadt, ahd. Eskinewâg, Eschenwasser, Eschenbach.
- Falterbach, Ort, aus Affalterbach, affalter ist Apfelbaum.
- Feuchtwangen, Ortsn., nach ahd. fîûhta, Fichte.
- Fichtenstraße und Palmenstraße in Frankfurt a. M. stets fälschlich f. Fichte-Str. u. Palm-Str. gebraucht.
- Hallgarten, Ort i. Rheingau, noch im 12. Jahrh. Hargardun v. Haro, Flachs.
- Heidelberg, Stadtname, entstanden aus Heideberg; Heide f. Heidekraut.
- Himmelwitz, Ort i. Oberschles., v. slav. jemela, Mispel.
- Holland, noch im 9. Jahrh. Holzland.
- Holstein, entstanden aus Holt-seten, Holzsassan, hat nichts mit Stein zu tun.
- Kaffeemacherei, in Hamburg f. Kaffamacher-Reihe; Kaffea ist Taffet; nicht v. Kaffee.
- Kaesmark, Kesbach, Ortsnamen v. mlat. casnus, Eiche.
- Kirschdorf, Ort b. Schweidnitz, nicht v. Kirsche sond. v. Christian.
- Königswinter f. K. = veinatriu, gotisch, Weinstock. Winterthur aber aus kelt. Vitodurum, u. Winterscheid vom kelt. Flußnamen Vind-ara, Weißbach.
- Mondfeld, Ort b. Wertheim, nicht v. Mond sond. v. Mohn.
- Salatgasse in Linz f. Schlotgasse, ursprünglich Schloßgasse.
- Schausende, Ort b. Glücksburg, vom dän. skoo-, Wald.
- Schierling, Ort b. Regensburg, früher Skirilinga nach einem Personennamen.
- Seligenstadt v. ahd. salaha, Saalweide, Salix cinerea.
- Sommereschenburg, Ort b. Helmstedt, nicht v. Esche; früher Symmersenburg f. Sigmarsburg.
- Tannberg, Ort i. Tirol, aus Fontanaberg.
- Thonbach, Thonstetten, Ortsn., von Tan, Tanne.
- Vierkirchen, bayr. Ort, früher Fiohtkircha, v. ahd. fîûhta, Fichte.
- Weinheim, Ortsname; nur W. b. Alzey von Wein; dagegen W. b. Bingen aus Wigenheim, Pers.-Name Wigo; W. b. Lorsch aus Winenheim, v. d. Personennamen Wino; W. b. Kreuznach aus Wihenheim, wîh (spr. weich) ist heilig, geweiht.
- Wesenberg, Ort an der Trave, aus Wisbircon, d. i. Birkenwiese.
- Wiesefeld, Ortsname. Die meisten mit Wiesen- zus. ges. Namen haben nichts mit Wiese zu tun, sondern mit Wisent, Büffel.
- Würzburg verderbt aus Wirzburg, nach dem Gründer Wirzo, nicht von wirz, Kraut, wonach fälschlich latinisiert Herbipolis.

Dendrologische Notizen XIII.

Von Dr. Fritz Graf von Schwerin, Wendisch-Wilmersdorf.

Wirkliche Akklimatisation.

Daß eine Pflanze oder ihre Sämlinge aus warmem Klima versetzt in ein solches mit sehr kalten Wintern dort bestehen bleibt und nicht eingeht, ja nicht einmal die geringsten Frostschäden aufweist, kommt nur in ganz besonders seltenen Fällen vor. Auch in der Tierwelt haben wir solche Ausnahmen, wie den Pfau und das Perlhuhn, die, obwohl aus den Äquatorialgegenden stammend, doch die stärksten binnenländischen Winter in Deutschland ohne Schaden aushalten. Man

hofft, daß der Rote Kardinal die gleichen Eigenschaften besitzt; er würde ein besonderer Schmuck unserer Parks und Wälder werden, wirtschaftlich aber, wie ich fast fürchte, ein Schädling.

Von südlichen Pflanzen ist bei uns vollständig winterhart das schöne *Acer Heldreichii* aus Griechenland, woher ja auch unsere völlig eingebürgerte Roßkastanie stammt. Der genannte Ahorn mit seinen tief eingebuchteten Blättern, die bei einer Varietät sogar rote Unterseiten haben, hat bei mir in der Nähe Berlins in freiem ungeschützten Stand alle vorkommenden Kältegrade bis -30° ausgehalten, ohne daß auch nur eine Zweigspitze erfroren ist!

Dasselbe kann ich noch von zwei anderen Arten berichten. Herr *Strauß* sandte mir vor etwa 20 Jahren aus Sultanabad, Persien, Samen des dortigen *Acer cinerascens* var. *medicum*, der mit allerlei Grus vermischt war. In diesen waren wohl noch manche andere Samen zufällig hineingeraten, denn es wuchs aus ihm ein *Cotoneaster nummifolius* mit seinen reizenden kleinen kreisrunden Blättchen. Beide, *Acer* und *Cotoneaster*, haben in den 20 Jahren gänzlich ungeschützt jede auch noch so harte Wintertemperatur ohne den geringsten Schaden überstanden.

Man sieht hieraus, Ausnahmen kommen vor, mögen sie auch noch so selten sein, sowohl in der Tierwelt wie im Pflanzenreich. Sicher wird noch eine oder die andere Art, vielleicht irgend ein Papagei oder irgend eine Palme, ähnliche Eigenschaften haben, wie die vorgenannten. In diesem Falle geht wirklich »Probieren über Studieren«!

Brettwurzeln.

Eine eigentümliche Wuchsart finden wir mitunter bei der Feld-Rüster, *Ulmus campestris*. Es haben hier im Laufe der Jahre die oberen Seiten der Hauptwurzeln einen stärkeren Holzzuwachs, als die unteren Seiten, der mit den Jahren immer mehr zunimmt und sich an den unteren Stammteilen, nach oben in den Stamm verlaufend, fortsetzt. Schneidet man eine solche Wurzel nahe am Stamm ab, so hat sie keinen kreisförmigen, sondern einen oblongen Durchschnitt, der sogar dreimal so lang als breit sein kann. Der Kernpunkt liegt dann ganz auf der einen Seite, an der die Jahresringe dicht- und engständig sind, während sie auf der anderen Seite ganz weit auseinander liegen. Hat man solche Querschnitte vor sich, und weiß nicht, daß sie von solchen Brettwurzeln stammen, so kann man leicht zu der irr tümlichen Auffassung gelangen, man habe den Teil eines oblong gewachsenen Baumstammes vor sich. — Der untere Teil des Stammes mit Brettwurzeln sieht dann aus, wie ein Bauwerk, das mit schrägen dünnen Strebemauern versehen ist; der Querschnitt ist also dann der einer kannelierten Säule.

Wie schon gesagt, finden sich solche Brettwurzeln bei den einheimischen Baumarten hauptsächlich an *Ulmus campestris*, aber durchaus nicht etwa an allen Exemplaren. Es handelt sich also um eine vom Typus abweichende Rasse oder Form, ganz ähnlich wie die Korkbildung (*forma suberosa*), die ebenfalls nur bei manchen Feldrüstern vorkommt und bei anderen nicht. Es scheint mir daher berechtigt, sie mit dem Namen: f. *goniostelis* Schwer. zu belegen (= strebepfeilerig).

Von anderen einheimischen Baumarten habe ich ganz vereinzelt ähnliche Bildungen nur bei der Hainbuche, *Carpinus betulus*, gefunden, doch nicht in der schönen regelmäßigen Form, wie bei der Feld-Rüster, also wohl nur eine gelegentliche Zufallerscheinung.

Auch bei manchen ausländischen Gehölzen wird man Brettwurzelbildung beobachten können. Wenigstens deutet der von *Koehne* in den »Mitt. d. DDG.« 1908 S. 65 abgebildete Stammdurchschnitt des *Taxodium distichum* darauf hin, der ebenfalls dem Querschnitt einer kannelierten Säule gleicht. — Völlig wulstig

erscheinen die alten Riesenstämme der *Ficus domestica*, so daß man oft glaubt, mehrere zusammengewachsene Stämme vor sich zu haben (in Indien oft auf den Märkten angepflanzt, da die Indier die rohen Blätter zu Fischen zu verzehren pflegen). Alte Bäume sollen (nach Prof. Löw) an den Wurzeln oft so große Kammern bilden, daß ein Mensch darin Platz findet.

Exzentrische Jahresringe.

Im Jahrbuche der DDG. (1921) 184 vertrat ich die Ansicht, daß es verholzende Gewächse mit ovalem Stammdurchschnitt nicht gäbe. *Exzellenz von Thielmann* wendet sich nun in den »Kl. Mitt.« 1922 in seinem Artikel »Oblonge Stammdurchschnitte« (s. weiter hinten) dagegen und erwähnt den stark ausgekerbten Stammdurchschnitt des *Taxodium mexicanum*, den übrigens auch *Taxodium distichum* besitzt. Den Durchschnitt brachten wir im Jahrbuche 1908 S. 65; die Abbildung wird hier wiederholt:



Taxodium distichum.



Taxodium imbricarium.

Verdickter Stammgrund im Querschnitt (nach *Harper*).

Wenn ich in meinem vorerwähnten Artikel von »runden« und »oblongen« Stammdurchschnitten gesprochen habe, so habe ich selbstredend nicht damit gemeint, daß jeder Stamm ohne Einbuchtungen eine wie mit dem Zirkel gezogene Peripherie habe. Ich habe damit eine ideelle Kreislinie gemeint, die Rindensvorsprünge, Einkerbungen u. dgl. nicht berücksichtigt.

Trotz dieser Einkerbungen bleibt der Umriß, wenigstens bei oberer Abbildung rund und nicht oblong (ich meine damit also die um die Zacken geschlagene Linie).

Wenn Herr *von Thielmann* weiter schreibt: »bei manchen der Bäume erschien er sogar eher oblong«, so kann dies, wenigstens nach diesem Ausdruck, doch nur in ganz geringem, kaum bemerkbarem Maße gewesen sein. Es kann aber auch durch die vorstehenden Leisten der »Einkerbung« sehr wohl eine irrümliche Vorstellung gewesen sein, was man an Stämmen mit wulstigen Auswüchsen jederzeit selbst erleben kann. Ich habe eine derartig unregelmäßig gewachsene alte Silberpappel, die ebenfalls oblong aussieht, während sie es bei genauer Messung nicht ist.

Ich kann mir schon deswegen einen oblongen Wuchs nicht denken, weil selbst einseitig-stärkerwachsende Bäume keinen oblongen Stammdurchschnitt zeigen. Stehen nämlich Bäume am Uferrand, so entwickeln sich die über das Wasser reichenden Äste ganz erheblich stärker und länger, als die auf der anderen Seite über den Erdboden ragenden. Durch diesen stärkeren Wuchs stehen nun die Jahresringe auf der Wasserseite viel weiter auseinander, als auf der Landseite. Trotzdem, obwohl man es eigentlich annehmen sollte, wird der Umriß des Stammdurchschnittes nicht oblong, sondern bleibt rund; der Kern rückt also scheinbar von der Mitte auf die Seite, d. h. die Jahresringe werden exzentrisch!



Auch die »Brettwurzeln« mancher Bäume, vgl. S. 74, haben exzentrische Jahresringe.

Neues zur *Picea pungens* (zu DDG. 1920 S. 231 u. 1921 S. 176).

Die schöne Hängeform *perpendicularis*, die bisher nur in den heimischen Wäldern der Art beobachtet war, konnte ich jetzt auch in Kultur feststellen; sie befindet sich in einem älteren Exemplar auf dem Forsthof Neuhausen in Pillau, Ostpreußen, schon als ältere Pflanze. Baumschulen sollten sich die Vermehrung dieser prächtigen schlaffen Trauerform nicht entgehen lassen.

Ferner kann ich zwei neue Formen melden:

Picea pungens columnaris, mit üppigem Mitteltriebe aber nur ganz kurzen Seitenzweigen, die zudem hängen, so daß die untersten der Erde aufliegen. Sie



Die schöne Tellerbildung (Etagenwuchs) der *Picea pungens* »Fürst Bismarck«.

steht im Tiergarten zu Königsberg i. Pr. und auf dem Flugensberg bei Gotha. Ich gebe als Vergleich hier auch das *Weißesche* Originalbild seiner »König Albert«, die, ebenso wie die gleiche Form *pendula*, in ganz anderer Weise »hängt« (vgl. Tafel 3 u. 4).

Picea pungens microphylla, eine bei mir aus Samen entstandene, jetzt 1,5 m hohe Pflanze, deren Nadeln stets nur 1,20 cm lang sind, während der Typus 2,70—3 cm lange Nadeln besitzt.

Beide vorbeschriebenen neuen Formen haben die sonst mit *glauca* bezeichnete schöne bläuliche Nadelfarbe.

»Schleppen«-Bildung bei Koniferen.

Unter Schleppenbildung verstehe ich, wenn die untersten Äste einer Pflanze sich rund um diese herum dem Boden auflagern und hier, scheinbar kriechend,



Picea pungens, »König Albert«, mit unten hängenden Ästen.
(Text Seite 76.)



Picea pungens columnaris, kurzästig, daher säulenförmig.
(Text Seite 76.)

weiter wachsen. Am schönsten sieht diese Wuchsform aus, wenn die dem Boden aufliegenden Äste Wurzel schlagen; ihre Spitzen fangen dann meist an, sich zu heben und Gipfeltriebe zu bilden, so daß sie nunmehr den Habitus der Seitenäste verlieren und ganz das Aussehen rings um den Stamm gepflanzter Einzelpflanzen erhalten. Dies geschieht in manchen Fällen sogar ohne Anwurzelung der Äste; die Erscheinung ist also durchaus nicht etwa an ein spontanes »Ablegen« der Äste gebunden.

Man findet, wenn auch selten, diese Wuchsform bisweilen auch bei Laubgehölzen. So sahen wir solche schon öfters gelegentlich unserer Jahresversammlung.

Bei Koniferen kommen Schleppen sehr viel häufiger vor. Ständig, d. h. bei jedem einzelnen Exemplar ohne Ausnahme, entwickeln sie sich bei *Picea pungens* »König Albert« und bei der blaßnadeligen *Picea excelsa finedonensis*. Bei beiden finden sie sich schon an kaum 2 m hohen Exemplaren. Sonst findet man sie bei einer Art häufiger, bei anderen seltener und bei manchen niemals. Verhältnismäßig oft erblicken wir sie bei der gewöhnlichen Fichte, *Picea excelsa*, sowie bei *Thuja gigantea*. Bei den Koniferen mit mehr aufrechten Zweigen, wie *Thuja occidentalis*, habe ich sie noch nicht gesehen.

Angeblich versandete Kiefern.

Wenn die Kiefer nicht im Walde, sondern z. B. auf Unland als Einzelpflanze völlig freistehend aufwächst, so entwickeln sich auch die untersten Zweige, also vom Wurzelhals an, zu starken Ästen, die an Stärke oft dem Mittelstamme nichts nachgeben, besonders wenn dieser schon an jungen Pflanzen durch irgend eine Verletzung seine Spitze verlor. Da man nun aus unserer Art des Waldbetriebes gewöhnt ist, die Kiefer als überlange kahle Stange mit darauf sitzender kurzer Krone zu sehen, so erweckt solche freigewachsene, dann also oft stammlose Kiefer unwillkürlich den Anschein, als sei ihr Stamm in die Erde versunken und nur die Krone noch sichtbar.

Auf gewöhnlichem festen Gelände wird man natürlich nicht ernstlich zu solcher Annahme kommen. Sieht man solches Pflanzenbild aber auf Boden, der mitunter in Bewegung gerät, wie auf den Dünen der Küste, so ist man sofort mit der Erklärung bei der Hand, die Kiefern seien bis zur Krone hin »versandet«. Daß dies möglich ist, stelle ich gar nicht in Abrede, denn eine Wanderdüne kann, sich im Laufe der Jahre fortbewegend, sehr wohl Bäume bis zu ihrer eigenen Höhe einsanden. Ich bin jedoch sehr im Zweifel, ob alle Kiefern, die als »versandete« gezeigt werden, dies in Wahrheit sind.

Mir selbst sind zahlreiche solche Bäume an den Küsten gezeigt, und nur nach diesen kann ich urteilen. Alle diese angeblich versandeten Pflanzen waren Einzelbäume, d. h. gleichalterige waren nicht in ihrer unmittelbaren Nähe zu finden. Hieraus folgt (s. oben), daß sich die Äste schon vom Boden ab ausbreiten und eine Krone bilden konnten, die schon auf der Erde beginnt. Ferner aber, und dies scheint mir noch wichtiger, es ragen nie in größerer Entfernung Seitenäste neben dem Mittelstamm aus dem Boden heraus, sondern die untersten Äste sind stets dicht am Boden angesetzt, wie bei jeder anderen freigewachsenen Kiefer auch. Läge eine wirkliche Versandung eines auch nur mäßig hohen Stammes vor, so wäre es doch höchst sonderbar, daß in allen den vielen von mir beobachteten Fällen der Sand sich stets genau bis gerade unter die untersten Kronenäste erhöht haben sollte und nicht gelegentlich höher oder niedriger! — Nur da, wo man einen längeren unterirdischen Stamm wirklich ausgegraben hat, kann ich die Gewißheit einer Versandung gelten lassen. Ob ein solcher Stamm schon irgendwo ausgegraben wurde, ist mir nicht bekannt.

Leider ist man mit solchen durchaus unbewiesenen Behauptungen nur allzu-schnell bei der Hand: Eine Kiefer ohne Stamm, also: der Stamm ist versunken!

— Eine Linde mit einst verschnittenen und deshalb krumm und bogig gewachsenen Ästen, also: sie wurde verkehrt und mit der Wurzel nach oben gepflanzt! — Nur in einem bestimmten Teile Deutschlands erfroren einmal die Pyramidenpappeln und wurden dadurch kernfaul, also: sie hatten als Stecklingspflanzen die Altersgrenze des ursprünglichen Mutterbaumes erreicht! — Schlüsse ohne gründliche Untersuchung werden nur allzu oft zu gründlichen Fehlschlüssen.

Zusammengeklebte Kiefernadeln.

In den »Mitt. d. DDG.« (1921) 294 berichtet hier *von Seydel-Gosda*, daß bei ihm eine junge *Pinus peuce* fast ausschließlich zusammengeklebte Nadeln hatte, also statt 5nadelig scheinbar einnadelig war. Auch unser deutscher Koniferen-Altmeister *Beißner* berichtet in seiner klassischen Koniferenkunde in zwei Fällen von zusammengeklebten Nadeln bei zwei verschiedenen Kieferarten. Ich selbst konnte dieses Frühjahr gleiches an mehreren meiner jetzt 3 m hohen *Pinus ponderosa* beobachten, jedoch nur vereinzelt an den betreffenden Pflanzen und nicht bei sämtlichen Nadeln ein und desselben Triebes auftretend.

Über die Ursache kann ich keine Gründe abgeben, möchte aber fast heiße und trockene Frühjahrswitterung vermuten, da sowohl Herr *von Seydel* wie auch ich die gleiche Beobachtung in dem so frühwarmen und trockenen Frühjahr 1921 machten.

In Pflanzenbeschreibungen findet man bei manchen Kieferarten das Vorkommen verschieden-zähliger Nadelbüschel angegeben. Vorkommenden Falles müßte jedesmal genau untersucht werden, ob es sich wirklich um Verschiedenzähligkeit handelt, oder nur um zusammengeklebte Nadeln, die sich oft erst durch Reiben oder Rollen zwischen den Fingern trennen.

Einwachsung oder Verwachsung?

Diese beiden Ausdrücke bezeichnen zwei voneinander völlig verschiedene Vorgänge, werden aber nur allzuhäufig miteinander verwechselt.

Verwachsung oder Zusammenwachsung bedeutet eine völlige Vereinigung beider Teile, so daß das Gewebe des einen Teils sich in dem anderen fortsetzt, und der Saftauftrieb der einen Pflanze mit in die andere übergeht. Dies ist bei jeder gelungenen Pfropfung der Fall, sei dies nun durch Reiserpfropfung, Okulation oder Ablaktierung. Sie ist nur möglich bei ganz nahe verwandten Gehölzen und auch bei diesen nicht immer. Man wolle darüber meine eingehende Abhandlung nachlesen in den »Verhandl. des Bot. Vereins f. d. Prov. Brandenburg« (1919), »Über die Möglichkeit der Verwachsung zweier Gehölzarten«. Dort sind alle bis jetzt wirklich und zweifellos festgestellten Verwachsungen gesammelt aufgeführt.

Einwachsung nennt man eine scheinbar unverrückbare Einkeilung oder Überwallung zweier Pflanzen, ohne daß sich die im vorstehenden Absatz erwähnten Bedingungen erfüllen. Hierher gehören die angeblich verwachsenen Bäume ganz verschiedener Pflanzenfamilien, wie z. B. die im Warnicker Park zusammengewachsenen *Acer platanodes* mit *Fraxinus excelsior*, oder auch die im Benrather Park: *Quercus pedunculata* mit *Fagus silvatica*. Schließlich gehört hierher auch das Einwachsen lebloser Gegenstände in die sie allmählich überwallenden Bäume, was besonders bei der so schnellwachsenden Pappel vorkommt.

Beweis einer wirklich gelungenen Verwachsung würde es stets sein, wenn die eine von zwei verwachsenen Pflanzen unterhalb der Verwachsungsstelle abgeschnitten würde, und die stehengebliebene nunmehr den mit ihr verbunden gebliebenen fremden Teil mit ernährt, ohne daß dieser abstirbt.

Schraubenförmige Anordnung von Pilzen am Stamm.

Herr Doktor *Markgraf* vom Botanischen Museum in Dahlem besitzt die Photographie einer Rotbuche aus der Bredower Forst im Osthavelland. Der Stamm ist

von unten bis oben mit einem Streifen zahlreicher Pilze von *Lepiota mucida* besetzt, die in merkwürdiger Anordnung zueinander stehen. Sie stehen nämlich nicht enkrecht, sondern schräg untereinander, so zwar, daß sie in einer schrägen Schraubelinie am Stamme emporgehen.

Die meisten Bäume besitzen eine größere oder geringere Drehung, was dem Auge am deutlichsten bei einseitiger Panaschierung auffällt. Es gibt dann bei solcher einen chlorophyllosen Rindenkomplex, der sich nicht seitlich ausdehnt, sondern als langer, schmaler, farbloser Streifen nur nach oben weiterwächst. Die vorhandenen chlorophyllosen Zellen produzieren mithin beim Weiterwachsen der Pflanze nach oben wieder nur ihnen ganz gleichartige, also wieder chlorophyllose Zellen. Hat der Stamm irgendwelche Drehung, so macht der variierende Streifen natürlich diese Drehung mit. So kommt es, daß an einer Pflanze mit ursprünglich nur einem panaschierten Zweig unten auf einer Stammseite, beim Weiterwachsen sich weitere panaschierte Zweige in schraubenförmiger Anordnung nach oben entwickeln (vgl. meinen Artikel »Schraubenförmige Farbenvariation« in »Mitt. d. DDG.« 1905).

Da nun in obigem Falle die Pilze an der Buche ebenfalls in schraubiger Anordnung stehen, so könnten sie einer bestimmten aus sich heraus entwickelten Zellenreihe der Buche anhaften. Entweder wären dann diese Zellen für das Myzel anfälliger, als die übrigen daneben liegenden Zellenreihen, so daß er in ersteren verbleibt und mit ihnen die schraubige Bewegung mitmacht, oder das unten an einer Stelle erstmals eingedrungene Myzel des Pilzes kann innerhalb des Stammes bezw. der Rinde nur in den Zellen weiter wachsen, welche Tochterzellen dieser erstbefallenen Zellen sind, also nicht um den ganzen Stamm herum, sondern vorzugsweise nach oben, und bliebe somit an die schraubige Drehung des Stammes gebunden.

Noch wahrscheinlicher ist jedoch folgende Erklärung. Der Stamm hat keinen kreisrunden Querschnitt, sondern zeigt von unten bis oben eine Längsschärfe oder Einbuchtung, die die Drehung des Stammes nach links genau mitmacht. Vielleicht ist sie dadurch entstanden, daß der Baum einen Frostriß bekam, dessen Stelle nach ihrer Verheilung nun langsamer weiterwuchs als die übrige Peripherie des Stammes. In einer solchen engen Kerbe sammeln sich Wasser, Schmutz und abgestorbene Rindenteile und geben dann ein günstiges Substrat für das Myzel des Pilzes. Dieses brauchte also in diesem Falle gar nicht in den sonst gesund scheinenden Stamm einzudringen, sondern fand seine Lebensmöglichkeit in dem Inhalt der Ritze oder Kerbe, die sich in leichter Schraubendrehung am Stamme emporwand.

Selbstschutz mancher Laubholzstämme nach Freistellung.

Viele Gehölzarten sind überaus empfindlich gegen plötzliche Freistellung, ganz besonders aber dann, wenn die Freistellung gegen Süden hin erfolgte. Ich habe dadurch eine herrliche 70jährige Fichtenallee eingebüßt; die Fichten wurden durch Niederlegung einer Reihe alter Erlen, die sie gegen Süden deckten, freigestellt, begannen sofort zu kümmern und gingen binnen wenigen Jahren eine nach der anderen aus.

Die meisten Laubbäume jedoch decken ihren freigestellten kahlen Stamm sofort durch zahlreiche, den Adventivknospen entspringende Kurztriebe. Einer 100jährigen Roßkastanie brachen auf einer Seite sämtliche Äste herunter, so daß der uralte dicke Stamm an dieser Seite bis oben zur Krone völlig kahl dastand. Binnen Jahresfrist war diese Baumseite von oben bis unten mit kurzen belaubten Trieben bedeckt, deren Laub den Stamm fast völlig verbarg und schützte.

Mitunter kommt ein solcher Selbstschutz auch bei Nadelhölzern vor; so meldet *Mayr*, »Fremdländ. Wald- u. Parkbäume« S. 282, Abb. 79, eine starke Wasserreiser-Bildung nach plötzlicher Freistellung einer erwachsenen *Cryptomeria*.

Schattenfahnen (mit Tafel 5 und 6A).

Alle Gehölze sind Lichtpflanzen; sie drängen dem Lichte zu und nur wenige von ihnen, wie z. B. *Ribes alpinus*, *Acer circinatum*, *Rhododendron* u. a. gedeihen im Schatten besser als in der Sonne. Steht das große Heer der Lichthungrigen am Rande eines Waldes oder auch nur am Rande einer Parklisière oder dicht neben einer Mauer, so wenden sich alle Zweige von der Schattenseite ab und streben dem belebenden Lichte entgegen. Sie sehen dann aus, als seien alle Äste von heftigem Sturme erfaßt und nach dieser Seite hingeweht (s. Tafel 5). Ich halte die Bezeichnung »Schattenfahnen« hierfür angemessen.

Wohl gibt es auch »Windfahnen«, und zwar dort, wo Jahr aus Jahr ein heftige Stürme anhaltend aus ein und derselben Himmelsrichtung wehen und hierdurch mit Gewalt alle Äste in eine bestimmte Richtung drücken. Dies wird an der Meeresküste und auf Meeresinseln häufig zu finden sein. Das den »Mitt. d. DDG.« (1911) 287 beigegebene Bild einer uralten vielhundertjährigen *Juniperus phoenicea* von der Insel Ferro veranschaulicht diese Wirkung deutlich.

In den »Mitt. d. DDG.« (1918), Tafel 28, ist ebenfalls eine ihre Äste nach einer Seite abstreckende *Prunus spinosa* als »Fahnenwuchs durch Windwirkung« bezeichnet. Ich kann mich dieser Erklärung nicht anschließen, denn der Strauch steht dicht an einer Mauer, von der er seine Äste abstreckt (s. Tafel 6A). Er ist daher ganz sicher nicht als »Windfahne« sondern als »Schattenfahne« zu betrachten, denn die Winde innerhalb der Stadt Wien sind kaum so anhaltend, um eine Wirkung zu erzielen, wie die Winde an der Küste.

Alterserscheinung einer Birke an der Abschnürungsstelle (Tafel 6 B).

Durch Verunglücken der Klischierung mußte bei meiner diesbezüglichen Mitteilung 1921, S. 180, leider die Abbildung fortfallen. Ich bringe sie hier, Tafel 6 B, nachträglich und verweise auf den Text an angegebener Stelle.

Unregelmäßiger Laubabwurf.

Daß die einjährigen, also noch saftigeren Triebe im Herbste das Laub länger halten, als die älteren, dürfte allgemein bekannt sein. Am schönsten wirkt diese Erscheinung bei alten Silberpappeln, wenn diese im Oktober sonst gänzlich blattlos sind und nur noch hoch oben an den äußersten Spitzen grün und weiße Blätter tragen, deren glänzendes Farbenspiel im Winde prachtvoll wirkt, am schönsten mit schwarzgrauem Wolken-Hintergrund.

Ist eine Linde im Frühjahr gekröpft worden und besteht im Herbst also nur aus einjährigen Trieben, so sind diese im Oktober noch immer grün belaubt, während andere Linden die Blätter längst abgeworfen haben.

Ich habe nun beobachtet, daß auch die Blätter, die das ganze Jahr hindurch im Schatten stehen, später vergilben und länger haften, als die von der Sonne bestrahlten. Diese Erscheinung findet man aber durchaus nicht gleichmäßig bei allen Gehölzarten, sondern bei der einen mehr, bei der andern weniger. Am deutlichsten sieht man es bei den Lindenarten und auch bei der Roßkastanie. Hier sind die Blätter an der Nordseite eines Waldes oder einer dichteren Gebüschgruppe, besonders unten, noch grün, wenn oben am Gipfel schon alles gelb ist, also dort selbst schon die jungen einjährigen Triebe.

Alles Vorgesagte trifft jedoch nur zu für die Zeit vor den ersten Nachtfrösten. Der erste Frost hebt die beschriebenen Unterschiede, je nach seiner Stärke, mehr oder weniger auf.

Eigenartige Wirkung einer Lufterschütterung.

Bei dem Einfall der Russen in Ostpreußen im August 1914 wurde auch das dem Herrn *von Janson* gehörige Schloß Gerdauen in Ostpreußen von Artillerie be-

Hier eine hohe dichte Baumwand.



Hier Südseite.

Schattenfahne, Birnbaum.

Hier Nordseite.



Hier eine dichte hohe Baumwand.

Schattenfahne, *Spiraceae arguta*.
(Text Seite 80.)



Windfahne durch dauernden einseitigen Seewind. Eiche im nordwestlichen Schleswig.
(Text Seite 80.)



Alterserscheinung an der Abschnürungsstelle. (Text Seite 80.)

schoßen. Eine Granate fiel unmittelbar neben dem Giebel in eines der Weinhäuser hinein und explodierte dort. Die Sprengstücke zerstörten nur die ersten drei Lagen Glasfenster vom Giebel ab; die Weinpflanzen im übrigen Teile des Hauses wurden nicht beschädigt. Es trat aber folgende sehr merkwürdige Erscheinung ein. Als der Obergärtner kurz nach der Explosion das Haus betrat, fand er, daß sämtliche Blätter am Boden lagen und die Pflanzen wie zur Winterszeit völlig kahl und blattlos dastanden. Die Lufterschütterung innerhalb des Hauses muß also eine so gewaltige gewesen sein, daß sämtliche, im Monat August doch völlig feststehende Blätter durch den starken Ruck abgestoßen wurden. Sie waren nicht im Stiel gebrochen, sondern mit der Scheide von den Ästen abgelöst, genau wie beim herbstlichen Laubfall.

Es wäre wertvoll, zu erfahren, ob bei großen Explosionen, wie z. B. bei der in Oppau, auch an freistehenden Pflanzen ähnliches beobachtet wurde. Für bezügliche Mitteilungen wäre ich dankbar.

Wäldchen aus einem einzigen Pflanzenindividuum.

Man braucht nicht erst nach Indien zu fahren, sondern kann schon auf den öffentlichen Plätzen von Palermo und Kairo die herrlichen indischen Banyanen *Ficus bengalensis* L. (= *F. indica* Roxb.) bewundern, die von ihren Zweigen Luftwurzeln zur Erde niedersenden, wo sie festwurzeln und eine Stütze des Astes bilden. Der Unkundige glaubt auf den ersten Blick einen kleinen Hain mehrerer Pflanzen vor sich zu haben; erst bei näherer Prüfung sieht er, daß sämtliche Stämme nur Teile eines und desselben Individuums sind. Diese Sekundär-Stämme aber vermehren sich nicht nur, sondern wachsen auch ihrerseits in die Dicke, und zwar bei manchen Arten mit solchem Holzzuwachs, daß sie sich untereinander und mit dem Mutterstamm zu einer einzigen kompakten Holzmasse zusammenschließen können. In Neukaledonien hat man bei *Ficus Schlechteri* solche, allerdings kombinierte, einheitlich gewordene Stämme bis zu 32 m Durchmesser gefunden. Man schreite sich einmal 32 m ab, um einen Begriff von solchen Stämmen zu erhalten.

Auch in unseren deutschen Gärten können wir eine Stammvermehrung, also Wäldchenbildung vieler Gehölze beobachten, doch bilden sich hier die neuen Stämme nicht von oben, sondern von unten, als Wurzelausschlag. Dies kommt bei den strauchartigen Gehölzen noch häufiger vor, als bei den baumartigen; ich habe mich in meinem Artikel »Wandernde Gebüsche«, DDG. 1919, S. 185, eingehend darüber ausgelassen.

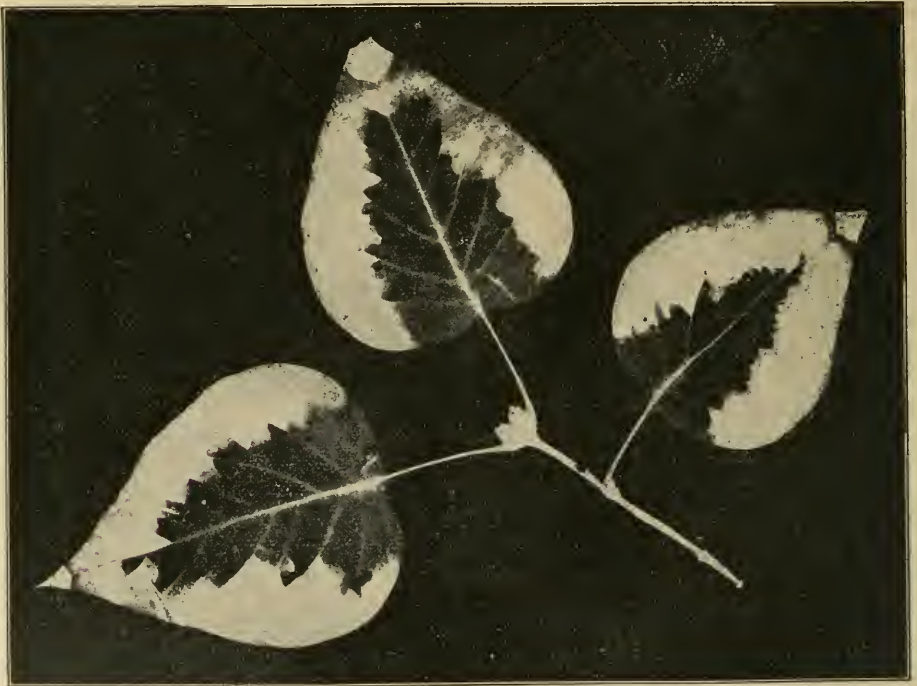
Bei Bäumen neigen nur einzelne besondere Arten zu Wurzelausschlägen; dabei verhalten sich ganz nahe verwandte Arten und Gattungen durchaus verschieden. So gehören Weide und Pappel in ein und dieselbe Pflanzenfamilie, und doch macht erstere keine Wurzelausschläge, letztere dagegen oft in großer Fülle. Am reichsten zeigen sich die aus den Wurzeln neu entstehenden jungen Stämmchen, wenn der Mutterstamm abgehauen wird. Hier stehen an erster Stelle die Espe *Populus tremula*, die Silberpappel *P. alba*, die Robinie *Robinia pseudacacia* und die Feld-Rüster *Ulmus campestris*; von winterharten Ausländern ganz besonders der Götterbaum *Ailanthus glandulosa*. Ich selbst besitze einen etwa 1½ Morgen großen Robinienhain, der vor langen Jahren aus zwei Einzelbäumen ganz von selbst entstanden ist. In meinem Parke ist ferner ein kleiner Hain von etwa 20 ganz eng zusammenstehender Feld-Rüstern. Sie sind etwa 12 m hoch mit 40—50 cm Stammdurchmesser und umgeben den mitten zwischen ihnen stehenden ursprünglichen Mutterstamm, aus dessen Wurzeln sie entstanden sind, der natürlich viel stärker und höher ist als diese Nebenstämme. Ähnliche Wäldchen von *Ulmus campestris* und *Populus tremula*, die ein einziges Individuum darstellen, befinden sich in benachbarten Ortschaften, kommen überhaupt wohl häufig vor.

Verschiedenheit des Wildschadens an Pappeln (zu DDG. 1920, S. 246).

In einem meiner Pflanzquartiere waren im Frühjahr 1921 zwischen Stecklings-Reihen von *Populus trichocarpa* und *Populus angustifolia* auch eine einzelne Reihe Pyramidenpappeln, *Populus nigra pyramidalis* gesteckt. Alle 3 Pappelsorten hatten bis zum Herbst 1—1,5 m hohe kräftige Triebe gemacht. Während der außerordentlich anhaltenden Schneelage des Winters 1921—22 kamen leider Hasen und Kaninchen durch den defekten Drahtzaun und lederten die Pyramidenpappeln soweit sie reichen konnten so vollständig bis auf das weiße Holz ab, daß sie bis zum Boden zurückgeschnitten werden mußten. Das Merkwürdige ist nun, daß die Tiere die beiden amerikanischen Pappeln in den Reihen nur 50 cm daneben überhaupt nicht angegangen sind; die Rinde ist bei diesen auch nicht an einer noch so kleinen Stelle beschädigt. Da die auch ästhetisch wunderschöne *Populus trichocarpa* außerdem ganz außerordentlich starkwüchsig ist und vor dem Wilde sicher zu sein scheint, so sollte man ihr für freie Pappelplantagen mehr Aufmerksamkeit widmen. Wahrscheinlich enthält ihre Rinde irgend einen chemischen Stoff, der die Tiere abstößt, und den die *P. nigra* und *P. canadensis* nicht besitzen.

Zwei vermeintliche Panaschierungen (mit 2 Abbildungen).

Bei *Syringa vulgaris*, dem Flieder, zeigt sich mitunter, bei Topfpflanzen sogar recht häufig, eine seltsame gelbgrüne bis gelbliche Färbung der Blattränder,



Syringa vulgaris mit gelben Rändern, die durch schlechte Ernährung hervorgerufen sind.
(Abbildung aus Gartenflora 1914, S. 10.)

wie sie die hier beigegebene Abbildung wiedergibt. Es handelt sich hier nicht um eine bleibende Panaschüre, sondern nur um eine krankhafte Veränderung, deren Ursachen bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden konnten.¹⁾ Stellen-

¹⁾ R. Laubert, Gartenflora (1914) 9—11.

weise tritt diese Krankheit geradezu verheerend auf, so daß große Werte durch sie zerstört werden.¹⁾ Pilze und sonstige Schädlinge wurden nicht gefunden. Die Zellen der hellfarbigen Blatteile sind (nach *Laubert*) wie vollgepfropft von den ungeheuer vermehrten Stärkekörnern, wodurch auch das Gewicht dieser Teile ein erheblich größeres ist, als gleiche Flächen der noch grünen Teile. Wahrscheinlich ist mangelhafte Ernährung der Grund, wie das Einzwängen der Pflanzen in zu kleine Töpfe. Von Laien wurden schon zweimal solche Blätter der DDG. eingesandt, in der Annahme, es handele sich um den Fund einer neuen panaschierten Form des Flieders.

Bei *Acer pseudoplatanus* findet sich sehr häufig eine silbergraue Tönung der Blattoberseite, die ebenfalls schon wiederholt als Panaschierung angesprochen



Acer pseudoplatanus mit silbergrauen Flecken, die durch Zikaden hervorgerufen werden.
(Abbildung aus Naturw. Zeitschr. f. Forst- u. Landwirtschaft 1906, S. 436.)

wurde. Die Erreger dieser »Weißpunktkrankheit«²⁾ sind die Larven, Nymphen und Imagines einer kleinen Zikade, *Eupterix concinna*, die auf der Unterseite des Blattes sitzend ihre Rüssel zunächst in die Epidermiszellen bohren, diese ihres plas-

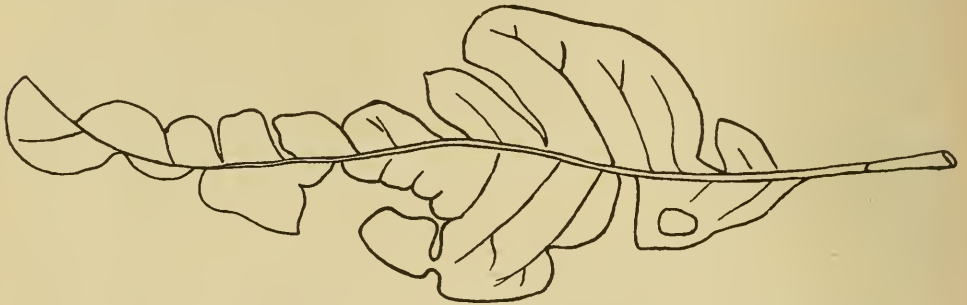
¹⁾ Handelsblatt f. d. D. Gartenbau (1913) 603.

²⁾ *Elisabeth Frein von Tubeuf*, Die Weißpunktkrankheit und ihre Erreger in Naturw. Zeitschr. f. Forst- u. Landw. (1916) 436.

matischen Inhalts berauben, und dann die tiefer liegenden Palisadenzellen völlig entleeren, wodurch letztere durchsichtig werden. Die Blätter erhalten dann auf der Oberfläche eine mehr oder weniger über die Spreite verbreitete silbergraue, übrigens nicht unschöne Tönung. Es kommen auch noch andere Zikadenarten an den Blattunterseiten des Berg-Ahorns vor, doch nur gelegentlich und selten, da jede von ihnen eine andere besondere Wirtspflanze hat, und auf dem Berg-Ahorn nur die Obengenannte heimisch ist. Der Umstand, daß sie Nässe und Licht flieht, bewirkt es, daß sie vorzugsweise die Schattenblätter der inneren Baumkrone und vor allem die Blattunterseiten befällt, die endständigen fast gar nicht. Die tief beschatteten Blätter werden daher größere Flächen der silbergrauen Färbung aufweisen, als die mäßig beschatteten (vgl. Abbildung). Mit der Panaschüre, also der bleibenden Buntfleckigkeit der Blätter, haben diese Flecken also nichts zu tun, sie sind lediglich eine Schädlingwirkung.

Frostschlitzige Laubblätter (mit Tafel 7).

Wenn nach schon erfolgtem Austreiben im Mai Nachfröste auftreten, erfrieren die noch nicht ausgewachsenen jungen Blätter oft massenweise und verunzieren dann noch lange in ihrer schwarzen zusammengekrümmten Mißgestalt die Bäume. In jungen Eichenwäldern und auf den Kartoffeläckern ist dies am häufigsten zu sehen. Sind solche Frühjahrsfröste weniger streng, so erfrieren nur die zwischen den



Frostschlitziges Blatt der *Magnolia hypoleuca* (nach Mayr, DDG. 1909, S. 311).

Hauptrippen des Blattes gelegenen Teile, weil sie saftreicher und krautiger sind, als die Blatteile unmittelbar neben den Rippen, oder auch weil sie bei den anfangs noch gefalteten Blättern nach außen liegen, die Rippen aber nach innen, also geschützter. Die unbeschädigten Teile wachsen dann weiter, während die beschädigten, erfrorenen Teile, bald mürbe werden und ausbröckeln. Die Blätter sind dann teils mit Löchern versehen, teils tief eingeschlitzt, und ähneln dann so außerordentlich manchen schlitzblättrigen Abarten, daß schon einmal eine solche frostschlitzige Roßkastanie, wie wir sie auch neuerdings 1921 S. 145 abbildeten, fälschlich als neugefundene Schlitzform bekannt und beschrieben wurde. Wahrscheinlich liegt bei dem perforierten Walnußblatt (vgl. 1921, S. 298) dieselbe Ursache vor. Kürzlich erhielt ich durch Herrn Forstmeister *Bouvier* aus dem Forstrevier Tegel, bäuerliche Enklave im Jagen 93, bei Berlin solche frostschlitzige Blätter der Rotbuche, *Fagus silvatica*, von denen ich eine Abbildung hier beigebe. Den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme geben die später, also im Juni, nachgewachsenen Blätter, die weder geschlitzt noch perforiert sind, da sie erst nach den Maifrösten entstanden.

Daß nur diese einzige Buche bei Tegel immer wieder diese Frostempfindlichkeit zeigt und die dicht daneben stehenden anderen Buchen nicht, kann drei Gründe haben. Einmal kann es eine individuelle Eigenschaft sein, denn Sämlinge können in jeder beliebigen Hinsicht gegenüber dem Typus variieren, also auch in der Frostbeständigkeit. Weiter könnte es eine praecox-Pflanze sein, die früher austreibt



Frostschlitzige Rotbuche.



Frostschlitzige Roßkastanie.
(Text. Seite 84.)



Durch Baumschulschnitt verschandelte Konifere, unten beschnitten, oben natürlicher Wuchs.
(Text Seite 85.)

als ihre Genossen, so daß die Maifröste ihre Blätter alljährlich schon halb entfaltet finden, während die anderen noch in den Knospen stecken. Drittens aber könnte die betreffende Pflanze auch eine anfangs dünnhäutige Blattform darstellen, die natürlich leichter erfriert als konsistentere Blattspreiten. Solche Varietäten mit mehr häutigen (*foliis membranaceis*) als konsistenten Blättern (*foliis chartaceis vel coriaceis*) kommen nicht allzuseiten vor. Ich erinnere an die var. *aizuae* des *Acer ginnala* und der Form *plicatum* des *Acer platanodes*. Letztere ist beim Austreiben anfangs so dünnhäutig, daß sogar ohne jede Frosteinwirkung alle Blätter ganz regelmäßig und ausnahmslos an der Basis zerreißen, so daß die ausgereiften, noch überdies welligen (daher *plicatum*) Blätter dann an der Basis zwischen den Rippen 4 kleine fensterartige Löcher haben. Ich hätte diese plikate Form daher ebensogut *perforatum* nennen können.

Verhängnisvolle »Verschönerung« (mit Tafel 8).

Es ist in den allermeisten Baumschulen Sitte, die Lebensbäume, sowohl Thuja wie *Chamaecyparis* zu »verschönen«, d. h. um sie für den Verkauf ansehnlicher zu machen, werden sie verschnitten. Solche »Ausstellungspflanzen« sind dann durchaus gleichmäßig geformt (»begradigt«!) und vor allem ganz dichtzweigig. Das unkundige Laienauge, das den natürlichen Wuchs der Pflanze gar nicht kennt, wird dadurch getäuscht und dazu verführt, diese künstliche dichte Form schöner zu finden, als die unverletzte natürliche Form. Das »schöne« Ding wird nun gekauft, in den Garten gepflanzt und natürlich nicht weiter verschnitten. Diese Pflanzen wachsen dann nach oben in dem ihnen von der Natur verliehenen, in Wirklichkeit viel schöneren lockeren Bau weiter und die Bäume werden dann so häßlich zweigestaltig, wie die hierneben auf Tafel 6 abgebildete, früher aus Geschäftsrücksichten vergewaltigte *Chamaecyparis nutkaensis*: unten Kunst, oben Natur! Die Pflanze ist völlig verschimpft und ärgert den Besitzer, so oft er daran vorbeigeht. Wir können jedem Naturfreund nur raten, solche »verschönten« jungen Pflanzen stets zurückzuweisen.

Kletternde Nichtklimmer (mit Abbildung).

Ebenfalls in den *Bredowschen* Forsten fand Herr Dr. *Markgraf* eine *Sambucus nigra* im Kiefern-Stangenholz, die ihre Zweige auf die trockenen Zweigstummel einer Kiefer gestützt hatte und auf diese Weise bis fast 7 m hoch in die Krone der Riesenstange hinaufgewachsen war, nicht mit einem dicken sich selbst aufrecht haltenden Stamm, sondern mit ihren dünnen biegsamen Ästen. Es handelt sich um keine Bestandeslücke, in der der Holunder einer freien Himmelsstelle entgegen aufgewachsen war, sondern um dichtstehenden Stangenholzbestand. Im Schattenstand pflegen nun die meisten Laubhölzer, auch *Sambucus*, ihre Äste hängen zu lassen; bei *Cornus sanguinea* und *Aesculus hippocastanum* ist dies sogar sehr der Fall, daß man immer glaubt, eine neue Trauerform entdeckt zu haben. Um so mehr muß das Aufwärtswachsen dieses Holunders befremden. Da nur ein einziges Exemplar dieses merkwürdige Verhalten zeigt, so ist es immerhin möglich, so daß hier eine neue Wuchsform entstanden ist. Man wird dies feststellen können, indem man Stecklinge davon in Schattenlage anpflanzt und zusieht, ob sich die Pflanzen dann ebenso verhalten, wie die Mutterpflanze. Dies wäre dann eine belangliche Bereicherung unserer Gärten.

Ich habe ferner eine 4 m hohe *Abies Veitchii*, die in 1 m Höhe durch irgend eine Ursache abgestorben war. Da sie unterhalb der kranken Stelle sofort wieder kräftig austrieb, ließ ich den trockenen Teil ruhig stehen, um die hervorragende Regenerationsfähigkeit dieser Tanne meinen Besuchern *ad oculos* demonstrieren zu können. Die neuen gesunden und kräftigen Jahrestriebe sind nun unmittelbar neben dem alten dünnen Stamm in die Höhe gewachsen; es hat der

neue gesunde Stamm jetzt 4 m Höhe erreicht. Der Jahrestrieb (Gipfeltrieb) von 1921, der sich an die dürre alte Stange anlehnte, hat nun diese wie eine Schlingpflanze in zwei Windungen umwunden, was höchst merkwürdig aussieht. Ob der Grund hierzu das feste einseitige Anliegen an den alten trockenen und bei dieser Höhe schon sehr dünnen Stamm zu suchen ist? Künstlich nachgeholfen von irgend einer unbefugten Seite ist keinesfalls, denn es hätte jedesmal jemand mit einer Stehleiter hingehen und zudem den Trieb in seiner schlangenförmig gebogenen Stellung festbinden müssen, was keinesfalls geschehen ist, denn ich habe den Baum fast täglich gesehen und beobachtet.



Windender Trieb
bei *Abies Veitchii*.

Kümmern der Glycine.

In vielen Fällen will die so schöne *Wistaria sinensis* nicht recht vorwärts, macht kümmerliche Triebe, die nicht ordentlich verholzen und dann im Winter absterben, und hat kränklich-gelbgefärbte Blätter.

Nach einer Meinung ist die *Wistaria* ein kalkfliehender Baum, dem also starke Kalkgaben oder kalkhaltiger Boden an seinem Gedeihen hindert. Ich weiß nicht, ob dies zutrifft, sehe jedoch, daß gerade die an Häusern oder Mauern gepflanzten *Wistarien* am üppigsten gedeihen und vor allem hier nie die gelbgrüne kränkliche Färbung der älteren ausgereiften Blätter zeigen, die bei den an Lauben oder Gittern stehenden Pflanzen so oft zu sehen

ist. Gerade bei Mauerwerk müssen ihre Wurzeln doch mit den kalkhaltigen Fundamenten in innigste Berührung kommen.

Nach einer anderen Meinung verträgt die *Wistaria* nicht recht die Berührung der Wurzeln mit dem stets kalten Metall, also mit eisernen Pfeilern an Lauben und Gitterwänden. Hier soll ein unterirdisches Umgeben der Eisenpfeiler mit Brettern, die die Wurzeln vom Eisen abhalten, sich als sehr nützlich bewährt haben.

Ich selbst führe mangelhaftes Gedeihen der *Wistaria* auf Bodenarmut an Phosphorsäure zurück, und zwar sicher in den allermeisten Fällen. Diese Pflanzenart gehört zu den Leguminosen, den »Schmetterlingsblütlern«, bei denen Gaben von Superphosphat im Frühjahr geradezu Wunder tun. Hat man also kümmernde *Glycinen*, so gebe man ihnen im April eine Prise Superphosphat und gieße häufig nach, falls kein Regenwetter herrscht. Man wird von dem Erfolge sehr befriedigt sein.

Stellenweises Nichthaften von Klimmpflanzen.

In den »Mitt. d. DDG.« (1921) 275 berichtet Herr Hofgardendirektor *Graebener* über ein verschiedentlich vorgekommenes Nichthaften der Ranken von *Parthenocissus Veitchii*. Ich kann gleiches vom gewöhnlichen Efeu, *Hedera helix*, berichten. Von meinem Gärtnerhaus wurden am Giebel, der dicht mit Efeu überzogen war, Reparaturen ausgeführt. Der Efeu wurde über dem Boden abgeschnitten, die gesamte Giebelwand neu abgeputzt und graugrün getüncht; der wiederausschlagende Efeu lehnte sich zunächst fußhoch an die Wand, doch ohne zu haften und kippte dann sehr bald nach außen um. Das wiederholte sich alle Jahre. Der Grund waren jedenfalls giftige Bestandteile in der grünlichen Farbe der Tünche.

Abhilfe ist möglich durch kräftiges Abbürsten der Tünche mittelst einer scharfen Drahtbürste, ein Übertünchen der giftigen Farbe mit einer anderen genügt nicht.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man bei den von *Graebener* beobachteten Fällen ebenfalls in den Bestandteilen der Wandfarbe den Grund des Nichthaftens annimmt.

Wenn *Parthenocissus Veitchii* übrigens eine Wand völlig erklommen und bedeckt hat und nun nicht weiter kann, dann bildet sie nicht nur oben auf der Höhe, sondern auch mitten in der Wand kleine aus dem dichten Blattmosaik herabhängende Triebe, die dann also völlig normal und typisch sind.

Riesiger Höhenzuwachs der *Abies grandis* (mit Tafel 9).

Ich habe die *Abies grandis* früher als unsicheren Kantonisten für das mitteldeutsche Klima angesprochen. Daß sie Herr Ministerialrat Dr. *Kahl* (DDG. 1920, S. 325) als ganz besonders wertvollen Forstbaum für Frankreich bezeichnet, ist unter Berücksichtigung des dortigen milderen Klimas leicht zu verstehen. An der Küste und im warmen Rheintal wird sie jedenfalls vor jedem Schaden bewahrt bleiben. Die Teilnehmer an den Ausflügen der DDG. haben dort und auch in Dänemark Exemplare mit einem so gewaltigen Höhenzuwachs gesehen, wie er selbst bei der grünen Douglas nur selten beobachtet werden kann, und das will doch gewiß etwas heißen! Die 1921 in Wolfsgarten, Hessen, besuchte Pflanze hatte nachweislich in 18 Jahren 24 m Höhenzuwachs, also durchschnittlich jährlich 1,33 m (s. Tafel 7). Das reicht an unseren größten Holzproduzenten in Deutschland, an die Kanadische Pappel heran!

Herr Dr. *Liese*, Assistent der botan. Abt. der Forstl. Hochsch. in Eberswalde macht mich auf folgende briefliche Mitteilung des Herrn Forstmeisters *Kaysing*, Meckl.-Strel. Oberförsterei Rowa, aufmerksam: — „Ich habe festgestellt, daß bei Rostock die *Abies grandis* sämtlichen anderen Nadelhölzern (darunter auch Douglas und *concolor*) weit überlegen ist und bitte um Auskunft über anderweitige Erfahrungen.“ — Im Eberswalder botan. Garten zeigt *Abies grandis* ein zwar gutes, aber mit der Douglasie nicht vergleichbares Wachstum.

Meine *Abies grandis*, dicht südlich Berlin, haben in ungeschützter Lage nur zweimal durch Niederfrost an den unteren Ästen gelitten, die sich aber wieder erholten. Überhaupt ist die Art außerordentlich regenerationsfähig (vgl. DDG. 1919, S. 177). Diese Tannen stehen bei mir auf weißem Sand mit dünner Ackerkrume und ziemlich hohem Grundwasserstand. Das kräftigste Exemplar hat in den letzten 4 Jahren 5,2 m Höhe gewonnen, also für das Jahr durchschnittlich 1,3 m. Ich kann nur dringend raten, weitere Versuche mit dieser doch gewaltig wachsenden Baumart zu machen, doch natürlich nur mit geeigneter Samen-Provenienz.

Gewaltiger Holzzuwachs (mit Tafel 10).

In meinem Parke, der auf schwarzem, humosem Boden mit ziemlich hohem Grundwasserstand steht, also vorzügliche Wuchsbedingungen hat, zeichnen sich einige Gehölze durch ihren ganz gewaltigen Holzzuwachs aus. Die gesamte Anlage ist nachweislich 1801 angepflanzt, also 120 Jahre alt. Die Rechnungen liegen noch vor.

Populus alba, Silber-Pappel, ist in sehr zahlreichen Exemplaren vorhanden und zeigt durch die ständige Bodenfeuchtigkeit ein ganz besonders starkes Wachstum. Es sind Baumriesen, wie ich sie von dieser Pappelart noch nirgends ein zweites Mal in dieser Mächtigkeit beobachten konnte. Ihre Höhe ist 43 m (vgl. 1917, Tafel 34). Die stärkste ist wirklich riesenhaft; ihr Stamm hat 5,20 m Umfang. — Ich habe Anfang der 70er Jahre eine Reihe Silber-Pappeln als Stecklinge die damalige Parkgrenze entlang gesteckt. Sie sind heute alle über 40 m hoch und haben, etwa 42 Jahre alt, durchschnittlich 2,5 m Umfang bei 1 m Höhe gemessen. — Pappeln bilden für einen Park stets den massigsten Hintergrund. Ein Park ohne Pappeln tritt gegen einen solchen mit diesen schnellwachsenden dekorativen Randzierden immer zurück. Auf Tafel 34 (DDG. 1917) ist zu sehen, daß

die Pappeln dort alle übrigen Bäume um die Hälfte überragen; denkt man sich aus diesem Bild die Pappeln fort, so wird dem Beschauer sofort klar, einen wie geringeren Eindruck die ganze Anlage machen würde.

Tilia platyphyllos, die Sommer-Linde, macht gern unmittelbar neben dem Stamm Wurzelanschläge, die sich, stehengelassen, sehr schnell zu Bäumen auswachsen, die dann am Wurzelhals mit dem Mittelstamm verbunden sind. In meinem Park befindet sich ein solcher fünffacher Stamm, ebenfalls nur gerade 120 Jahre alt, der, wie Tafel 8 zeigt, eine ganz gewaltige Holzmasse entwickelt hat; diese fünffache Stammasse hat bei 1 m Höhe 5,50 m Umfang. — Im Park befinden sich noch 2 etwa 200jährige einstämmige Linden derselben Art mit 5,20 m und 3,50 m Stammumfang.

Aber auch Straucharten nehmen, wenn sie nicht »gartenkünstlerisch« verschnitten und gestutzt werden, oft selten gesehene Ausmessungen an. So beherbergt mein Park folgende drei ebenfalls 120 Jahre alte herrliche und von jedem bewunderte Sträucher:

Ptelea trifoliata, der Lederstrauch, mit seinen unscheinbaren aber köstlich riechenden Blüten, hat einen Stammumfang von 0,28 m und eine Stammlänge von 7 m erreicht; es dürfte wohl kaum ein zweites Exemplar von dieser Ausdehnung zu finden sein!

Prunus padus, die Trauben-Kirsche (fälschlich immer Faulbaum genannt), in mehreren einstämmigen baumartigen Exemplaren, das stärkste 15 m hoch, mit 0,90 m Stammumfang. Im Frühjahr über und über mit weißen Blüten bedeckt, ein herrlicher Anblick.

Syringa vulgaris, der Flieder, in einem ganz außerordentlich mächtigen Exemplare am Gärtnerhause. Der stärkste Stamm dieses alten Busches hat 0,36 m Umfang; der Kronendurchmesser beträgt 12,6 m; der Strauch ist Jahr für Jahr dicht mit seinen riesigen lila Blütentrauben bedeckt und wird allgemein bewundert; der herrliche Blütenduft wird weithin wahrgenommen.

Da in den meisten Parkanlagen alle Sträucher immer wieder zurückgeschnitten werden, wird man solche herrlichen Exemplare, wie die drei vorbeschriebenen, wohl nur äußerst selten finden. Sie zeigen aber immer aufs neue, daß die einzelne Pflanze dann am schönsten wird, wenn der Mensch sich möglichst wenig in ihre Angelegenheiten hineingemischt hat. Leider wird dies aber nötig, denn man kann nicht lauter Einzelpflanzen (Solitäre) haben, und schließlich ist der Park nicht der Bäume wegen, sondern die Bäume sind des Parks wegen da. Man vergleiche meine Ausführungen in dem Artikel »Wandernde Gebüsche«, DDG. 1919, S. 185.

Schlechte *Lawsoniana*-Provenienz.

Schon vor einigen Jahren konnte ich berichten, daß meine *Chamaecyparis Lawsoniana* gegen höhere Kältegrade außerordentlich empfindlich sind. Das Blattgrün wird braun; manchmal schlagen die äußersten Astspitzen wieder aus, der Baum bleibt jedoch unansehnlich und muß schließlich entfernt werden. Im letzten Winter 1921—22 hatten wir hier gar keine besonders starke Kälte, wohl aber wochenlang anhaltende Perioden von -10 bis 12° R. Diese anhaltende mittlere Kälte scheint die *Lawsonianen* nun mehr nachteilig angegriffen zu haben, wie die frühere gelegentliche kurze aber starke Kälte. Ganze Gebüschränder mit 2—3 m hohen *Lawsonianen* sind, jetzt im April, völlig rostrot und augenscheinlich rettungslos verloren.

Es gibt gar keine andere Erklärung dafür, als die der ungeeigneten Samenprovenienz. Die aus Amerika bezogenen Samen stammen ganz zweifellos entweder unmittelbar von der Küste, oder aus Teilen des riesigen Kontinents, die ein erheblich milderes Klima haben als Deutschland. Die absolute Sicherstellung der Samenherkunft sollte die erste und vorzüglichste Bedingung jedes forstlichen Samenhandels sein. Man ist sonst der Willkür der amerikanischen Sammler auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert.



Riesiger Höhenwuchs der *Abies grandis*, in 18 Jahren 24 m Höhe.
(Text Seite 87.)



Fünfzählige Sommerlinde in Wendisch-Wilmersdorf, 120 Jahre alt.
(Text Seite 88.)

Stiel- und Trauben-Eichen in nassem Moor.

An meinen Park schließt sich eine Wiese an, die mit in den Park einbezogen ist, aber im Winter und besonders im Frühjahr so hohes Grundwasser hat, daß das Wasser auf den Wegen steht. Vorflut läßt sich leider nicht beschaffen, der Untergrund ist, wie bei fast allen märkischen »Luch's«, weißer Sand von großer Tiefe, dem etwa 0,75 m Torf aufgelagert ist, also ein ausgesprochenes Grünlandsmoor, das das ganze Jahr hindurch feucht und nach anhaltendem Regen direkt naß ist.

Pappeln, Weiden, Erlen, Birken gedeihen hier selbstverständlich sehr üppig. Von Koniferen will, außer einer sehr üppigen *Tsuga Mertensiana*, die an ganz nassem Orte steht, nichts recht wachsen, selbst die Weiß-Esche, *Fraxinus pennsylvanica*, und die einheimische Fichte, *Picea excelsa*, kümmerl bald. Von Straucharten wächst am üppigsten *Cornus alba* mit ihrer schönen blutroten Rinde.

Unerwartet war mir in diesem nassen Standort das vortreffliche Gedeihen und der üppige Wuchs der Stiel-Eiche, *Quercus pedunculata*, sowie der Trauben-Eiche, *Qu. sessiliflora*, und zwar in allen ihren Varietäten und Formen. Ich bezog vor 30 Jahren aus Muskau eine größere Zahl schöner Formen beider Arten, die unter die Erlen gepflanzt wurden, die damals die Randbepflanzung bildeten. Sie haben sich ausnahmslos zu hohen starken Bäumen entwickelt, die die Erlen längst eingeholt haben! Eine Trauereiche, *Qu. ped. Dauvessii*, die durch ein Versehen in die sumpfigste, stets nasse Stelle des Moores als Einzelpflanze kam, hat sich zu einer ganz prachtvollen kerngesunden Parkzierde entwickelt, obwohl der Wurzelhals im Winter stets unter Wasser steht. Die tieferen Wurzeln werden natürlich ihren Halt im Sanduntergrunde finden, während die oberen Wurzeln dem Baume die Nahrung aus dem stickstoffhaltigen Torfe zuführen. Daß die deutschen Eichen sich in ständiger Nässe so wohl fühlen, habe ich anderenorts noch nicht beobachtet.

Verhinderung von Wurzelausschlag.

Espe, *Populus tremula*, und Silber-Pappel, *Populus alba*, machen sich durch ihren Wurzelausschlag überaus lästig, ganz besonders aber nach dem Abhauen des Mutterstammes. Will man den letzteren entfernen, so ist etwa Mitte Mai oder Anfang Juni, wenn die Bäume in vollem Saft sind, aller etwa schon vorhandener Ausschlag auszustechen und gleichzeitig von dem später zu fallenden Stamm etwa 1 m breit die Rinde rund herum abzuschälen. Wenn dann im folgenden Winter der Stamm abgeschlagen wird, bildet sich kein Wurzelausschlag mehr.

Dort, wo der Acker drainiert ist, und nahestehende Erlen und Weiden die Drainröhren mit ihren oft viele Meter langen dichten Wurzelzöpfen verstopfen, kann man die betreffenden Bäume in der angegebenen Weise töten und die Bildung neuer Wurzelzöpfe verhindern. Das Verfahren kann natürlich bei allen anderen Baumarten angewendet werden, die zu reichem Wurzelausschlag neigen, wie *Robinia*, *Ailanthus*, *Ulmus campestris* u. a. m.

Innen kahle Fichtengruppen.

Es ist eine alte Erfahrung: pflanzt der Pflanzenliebhaber eine Koniferengruppe so pflanzt er sie unweigerlich zu eng. Er will die bei richtigem Abstand anfangs natürlich großen Zwischenräume nicht sehen und pflanzt nun so eng, daß sich die Bäume, wenn sie erst 20—30 Jahre alt sind, gegenseitig umbringen. Der engste zulässige Abstand dürfte 4—5 m sein; dann berühren sich später die unteren Äste, ohne sich zu schaden oder ineinander zu wachsen. Wen die anfänglichen kahlen Zwischenräume stören, der möge je eine gewöhnliche Fichte dazwischen pflanzen und diese später, wenn es so weit ist, als Weihnachtsbaum heraushacken, aber dies ja nicht etwa der mitleidigen Hausfrau vorher mitteilen, sonst ist der Jammer groß. Schließlich sind aber die Bäume des Parkes wegen da, und nicht der Park der Bäume wegen.

Solchen zu eng gepflanzten und allmählich dicht ineinander gewachsenen Koniferen sterben dann durch den tiefen Schatten innen alle Äste ab. Werden diese, wie es meist geschieht, dann vom Gärtner sauber herausgesägt, so ist plötzlich ein kahles Loch da. Kommt das Unglück hinzu, daß einer der Randbäume zufällig abstirbt, so ist die ganze Gruppe wertlos und häßlich anzusehen. Ich rate, in solchen Fällen die trockenen Innenäste ruhig zu lassen wo sie sind, bis sie von selbst abfallen. Man schiebt hierdurch den Eintritt der häßlichen Verkahlung wenigstens um eine ganze Reihe von Jahren auf.

Ist aber schließlich solches kahle Innere einer Gruppe entstanden, suche man sie durch Anpflanzung von Schattensträuchern und Schattenstauden nicht nur zu verdecken, sondern sogar zu verschönen. *Ribes alpinus*, die Alpen-Johannisbeere, wächst im allertiefsten Schatten und läßt sich durch Stecklinge leicht und schnell vermehren. Auch *Rhamnus frangula*, *Acer campestre* und das schöne *Acer circinnatum* und vor allem die herrlichen *Rhododendren* lieben den Schatten. Von hohen Stauden nenne ich *Telekia speciosa* und die beiden *Phytolacca*-Arten, von mittleren: die staudigen *Spiräen* und *Astilben* und von niedrigen alle die blütenprächtigen *Primeln*, *Anemonen*, *Leberblümchen* usw. die, obwohl in dichtem Unterholz stehend, im Frühjahr die Freude jedes Gartenbesitzers sind. *Leberblümchen* z. B. hat man blau-, rot- und weißblühend und in allen drei Farben sowohl gefüllt, wie ungefüllt. Die große Fülle von Material, den Garten zu einem Schmuckkästchen und den Park zu einem kleinen Paradies zu machen, ist leider noch so wenigen Menschen bekannt!

Verwendung unten kahl gewordener Koniferen.

Koniferen, sowohl Nadelhölzer wie Lebensbäume aller Arten verlieren mitunter durch Niederkalt oder Wildverbiß die unteren Äste und sind dann sozusagen Hochstämme. Stehen sie zwischen Koniferen, die nicht in dieser Weise gelitten haben, also bis zur Erde beastet geblieben sind, so passen sie nicht mehr in diese Gruppe hinein und werden dann meist herausgehauen unter Verwertung der Benadelung als Bindegrün. Mir tut ein derartiges Vernichten stets leid; ich suche diese unten kahlen Bäume im Parke daher noch zu verwerten, indem ich sie in Gebüschgruppen verpflanze, die nur Sträucher, aber keine drückenden Bäume enthalten. Auch hat man in vielen Parks dort, wo sie an Gemüsegärten liegen, nur eine niedrige Lisière von Sträuchern ohne Bäume, damit letztere den Gemüsegarten nicht beschatten. In solche strauchige Gebüsch- oder Parkränder verpflanze man die unten unansehnlich gewordenen Koniferen, solange dies bezüglich ihrer Größe noch möglich ist. Der kahle Stamm wird dann durch das Gebüsch verdeckt, und die über das letztere emporwachsenden grünen Gipfel unterbrechen auf das angenehmste eine niedrige monotone Sträuchergruppe, verursachen auch kaum nennenswerten Schatten, da die meisten Koniferen pyramidal wachsen. Natürlich muß solche Einfügung mit Verständnis und einer gewissen Beschränkung geschehen, um schon vorhandene schöne Parkbilder nicht etwa zu zerstören, vor allem nicht in gleichen Abständen, da sie sonst einen alleeartigen Eindruck machen.

Verkehrt-Linden.

Immer wieder hört man das Märchen von den verkehrtgepflanzten Bäumen. Man kann diese Legende in jeder beliebigen Gegend Deutschlands hören, und fast immer knüpft sich irgend eine romantische Geschichte daran.

Verkehrt gepflanzte Bäume gibt es aber nirgends. Gerade die Linden würden in der Rokoko-Zeit in alle nur möglichen Formen, Wände, Bogen usw. verschnitten. Durch den ständigen Schnitt aber erhalten die Äste etwas knorriges, wurzelförmiges, was man im Winter an jeder verschnittenen Linde sofort sieht. Die Generationen, die von dem Verschnitt der Bäume nichts mehr wissen, suchen nun nach einer

Erklärung für die ungewohnte und auffällige Form der Äste, und so entsteht dann die Sage. Vielleicht hat irgend ein poetisch veranlagtes Großmütterchen ein hübsches Märchen dazu erfunden, das dann der herangewachsenen Jugend in der Erinnerung geblieben ist und weiter erzählt wird.

Weiden und Pappeln lassen sich vielleicht — ich habe es noch nicht versucht — umgekehrt pflanzen, denn sie wachsen auch aus Stecklingen; mithin könnten auch die in die Erde gesteckten Äste der Baumkrone Wurzeln bilden. Da jedoch der gesamte Saffttrieb dann im Stamme plötzlich anhalten und in den Zellen, die entgegengesetzte Richtung einschlagen müßten, scheint mir das Gelingen nicht wahrscheinlich. Ich glaube vielmehr, daß die verkehrtgepflanzte Weide oder Pappel vielleicht anwächst, auch dicht am Boden austreibt und diese Triebe sich dann später zu Stämmen entwickeln können, daß aber der verkehrt gepflanzte oberirdische Stammteil samt der in die Luft ragenden alten Wurzel abstirbt, das ist dann aber kein »verkehrtgepflanzter Baum« mehr!

Bei der Linde würde aber auch dieses Verfahren nicht möglich sein, denn Linden wachsen nicht aus Stecklingen, mithin wächst auch die umgekehrte Baumkrone nicht an. Sie wächst aber aus Ablegern; man könnte daher bei ganz jungen Bäumchen die Wurzel in der Erde belassen, wo sie festgewurzelt ist, das noch biegbare Stämmchen umbiegen und die kleine Krone mit Erde bedecken, die Zweige werden, weil sie dann eben »Ableger« sind, anwurzeln. Ist dies geschehen, so kann man nach 1—2 Jahren die alte Wurzel ausgraben und aufrichten, so daß sie dann die Krone bildet, das Bäumchen stünde dann wirklich auf dem Kopf, d. h. die Krone ist angewurzelt, und die Wurzel bildet die Krone. Ich hege jedoch auch hier meine Zweifel, ob der Saffttrieb sich umkehren, und die alte Wurzel Triebe und Blätter hervorbringen wird. Täte sie es aber wirklich, so wäre es immer noch keine »Verkehrt-Pflanzung« im Sinne der vermeldeten Sage, und schließlich ist das Experiment immer nur mit ganz jungen rutendünnen Pflänzchen ausführbar, denn schon spazierstockstarke Stämme würden beim Umbiegen zerbrechen. — Jedenfalls ist hiernach die Verkehrt-pflanzung als gänzlich unbegründetes Märchen zu betrachten.

Über Massenverwendung einzelner Gehölzarten.

Der Geschmack ist bekanntlich verschieden; darüber läßt sich kaum rechten. Wenn in den »Mitt. d. DDG.« (1921) 247 bei Deckpflanzungen, aber auch bei gewöhnlichen Gebüschgruppen (S. 246), der Anpflanzung einer einzigen Gehölzart das Wort geredet wird, so bin ich anderer Ansicht.

Wer den von der Baumschule Weiße angepflanzten »Blauen Berg« bei Kamenz in Sachsen, oder die Massen-anwendung ebenderselben *Picea pungens argentea* im Parke des ermordeten Erzherzogs *Franz Ferdinand* in Konopischt gesehen hat, wird im ersten Augenblick staunen und überrascht sein, doch nur durch den völlig umgewohnten Anblick so großer Massen einer ungewohnten Farbe. Man ist stets geneigt, Ungewohntes zunächst anzustaunen. Bald jedoch wird der auch nur einiges Schönheitsgefühl Besitzende die Monotonie herausfühlen, die in solcher einseitigen Uniformierung eines Landschaftsabschnittes liegt.

Der Herr Verfasser jenes Aufsatzes schreibt:

»Treiben Sie den Gärtner aus Ihren Garten, der Ihnen ‚gemischte Gruppen‘ pflanzt, die aus wüsten Ästen, Zweigen und Blüten bestehen zwischen denen, wenn es gut geht, ein Spürchen von Blüten zu erkennen ist; verlangen Sie Pflanzungen (bestimmter Arten), aber jedesmal so gepflanzt, daß Sie die Pflanze auch wirklich in ihrer, nur ihr eigenen Schönheit erkennen.«

Ich bin da anderer Meinung. Zunächst brauchen gemischte Gruppen durchaus nicht aus wüsten Ästen und Blättern mit nur Spuren von Blüten zu bestehen. Das ist dann doch ganz gewaltig übertrieben!

Zweitens werde ich eine Gebüschgruppe nie so weitläufig pflanzen, daß sich jede Pflanze in der Schönheit einer Solitärpflanze entwickelt, denn dann muß ich so weitständig pflanzen, daß man zwischen den einzelnen Pflanzen den Boden sieht, wie man es in städtischen Anlagen leider nur allzuhäufig wahrnimmt. Der Park soll ein Abbild der Natur sein. Die Gebüschgruppe in der Natur (Waldesrand) ist aber fest geschlossen und nicht aus einzelnen Solitärpflanzen zusammengesetzt. Letztere pflanzt man einzeln davor auf den Rasen! Ich will nicht nur lauter gepflegte Einzelpflanzen! Der Park ist nicht der Bäume und Sträucher wegen, sondern diese sind des Parkes wegen da. »Wüste Äste« kann man ja herauschneiden.

Drittens aber beruht die Schönheit eines Parkes nicht in der Massenwirkung, sondern gerade im Kontrast! Eine Massenpflanzung nur einer Art ist aber stets übereinstimmend in Farbe, Blattform und vor allem in der Höhe. Diese gleichmäßige, also heckenartige Höhe stört mich am meisten, weil sie, wie eben jede Hecke, als etwas künstliches wirkt. Wer macht keine Fehler? Ich habe seit 1875 meinen damals 40, jetzt 120 Morgen großen Park allein, ohne gartentechnische Hilfe, angelegt und angepflanzt, und natürlich hierbei ebenfalls zahlreiche Fehler gemacht, die nach ihrer allmählichen Erkenntnis ebenso allmählich im Laufe der Jahre ausgebessert und verändert werden. (Ich kann mir gar keine reizvollere Beschäftigung denken!) Ein solcher Fehler war auch die Umpflanzung einer großen Baumgruppe nur mit *Cornus alba*. Diese umgibt die Gruppe wie eine gleichdicke, gleichhohe, gleichfarbige unförmliche Wulst. Der Anblick ist alles andere, nur kein schöner, und wird jeden gärtnerischen Anhänger der Verwendung nur einer Pflanzenart auf mehr als 3—5 Exemplare an derselben Stelle, sofort bekehren.

Diesen gemachten Fehler ändere ich in meinem Parke nicht um, denn er dient mir als lebendes Beweismaterial, wenn ich meine Besucher dozierend herumführe. Eine ganz ähnliche verfehlt »Wulst«-Pflanzung, ich glaube, sogar aus demselben Material, sahen wir gelegentlich unseres Kottbuser Jahrestages im Parke zu Fürstl. Drehna; ob sie noch besteht, weiß ich nicht.

Gedächtnisbäume.

Es ist eine schöne Sitte, zum Gedächtnis eines Sieges oder eines sonstigen erhebenden Ereignisses eine Eiche oder Linde zu pflanzen, die noch nach hunderten von Jahren der Nachwelt jenes Ereignis in Erinnerung bringen soll. Mitunter wird aber auch bei der Geburt eines Kindes ein solcher »Lebensbaum« oder Gedächtnisbaum gepflanzt. Wäre nun die Mehrzahl der Menschen nicht abergläubisch, so wäre dies ja ganz schön und gut. Kränkt ein solcher Baum aber, oder stirbt gar ab, so ahnen die in jedem noch so einfachen Naturvorgange sofort eine Vorbedeutung sehenden »Ahnfrauen« der Familie sicher übles für Gesundheit oder gar Leben des betreffenden Kindes. In einer Familie traf das Absterben zweier solcher Gedächtnisbäume zufällig wirklich mit dem Todesjahre der betreffenden beiden Kinder zusammen. Als die dritte und letzte »Lebens«-Linde nun ebenfalls zu kümmern begann, kam eine ganz unbegründete Angst und Sorge um das letzte Kind so zur Geltung, daß die bisherige Fröhlichkeit völlig verschwand und eine trübe Stimmung platzgriff, die keine harmlose Gemütlichkeit mehr aufkommen ließ. In Familien, in denen trotz des XX. Jahrhunderts noch die Furcht vor dem »Beschreien«, dem »Freveln«, dem »dreizehnten« oder dem »Freitag« herrscht, werden daher besser solche Gedächtnisbäume nicht angepflanzt.

Praktisches Verfahren bei hölzernen Brücken im Garten.


Gartenbrücken über Gräben haben stets Querbelag von Holzbohlen. Legt man diese Bohlen eng aneinander, so bleibt Erde und nasser Schmutz in den Ritzen sitzen; es faulen dann die Bretter an diesen Rändern schon in kürzester Zeit. Ich lasse daher die Bretter nie eng aneinander nageln, sondern lasse einen

etwa zweifingerbreiten Zwischenraum. Dieser stört nicht im mindesten beim Gehen und läßt allen Unrat hindurchfallen, so daß keine frühzeitige Fäulnis eintritt.

✓ Über die Schreibweise der »Ginkgo«.

In den »Mitt. d. DDG.« (1908) 208 vertrat ich die auch von Prof. *Mayr* angenommene Schreibweise »Ginkyo«, da der chinesische Name des Baumes »gin-kcho« laute und daher das g als Druckfehler für y anzusehen sei.

Ich hatte später diese Angelegenheit dem bekannten, jetzt verstorbenen Sino-logen, Herrn Prof. *de Groot*, Berlin-Lichterfelde, vorgetragen und ihn um seine Ansicht hierzu gebeten. Herr *de Groot*, der Holländer war, machte mir bereitwilligst folgende Mitteilungen.

Der Name »Gink-Go« ist nicht ganz richtig wiedergegeben. Der Baum hat in China ganz verschiedene Namen und nur in der Provinz Fukien wird er 

»Gin-ko«, d. h. »Silber-Frucht« benannt, nach seinen Nüßchen, die wie Silber glänzen und übrigens auch pharmazeutisch in Gebrauch sind.

Als die Holländer zum ersten Male nach China kamen, geschah dies Formosa gegenüber bei Amoy, und gerade dort heißt der Baum »Gin-ko«, also »Silberfrucht«. Überall anderswo in China aber bedeuten diese beiden Silben etwas ganz anderes als Silberfrucht, denn bei allen einsilbigen Sprachen ist die Bedeutung der einzelnen Silben eine sowohl vielfache wie auch örtlich variable.

Die Holländer brachten damals Samen mit. Von den daraus erwachsenen Pflanzen leben noch zwei: in Leyden im botanischen Garten, sowie in einem Privatgarten der Breed-Straße, die also die ältesten in Europa sein dürften.

Übrigens ist es auch möglich, daß die Holländer den Namen Gink-go in dieser Verstümmelung von den Japanern übernommen haben, denn die Pflanze wurde sicher auch damals schon in Japan kultiviert, wie sie ja auch in China nicht wild, sondern nur kultiviert vorkommt.

Der Baum wird heute in manchen Gegenden Chinas  »Hing-ko«,

d. h. »Mandel-Frucht« genannt, eine Bezeichnung, die an jene andere lautlich anklingt.

Nach diesen Angaben *de Groots* dürfte die chinesische Benennung mundartlich außerordentlich schwanken und sowohl »Gin-ko« wie »Gin-kyo«, letzteres nach *Mays* Zeugnis, vorkommen. Bei der trotzdem noch bestehenden großen Unsicherheit der ganzen Angelegenheit dürfte es daher wohl empfehlenswert sein, die bisher gebräuchliche Schreibweise »Ginkgo« beizubehalten.

Wohlgeruch der jungen Blätter von *Prunus serrulata*.

Diese herrliche japanische Kirsche mit ihrer Fülle großer einfacher rosa Blüten, die schon im April den ganzen Baum bedecken, bildet als einer der am frühesten blühenden Blütensträucher eine überaus anziehende Zierde jedes Parks. Ich besitze 3 schon fast 4 m hohe Exemplare mit pyramidalem Wuchs, vielleicht eine neue aufrecht wachsende Form, doch ist es auch möglich, daß diese Art überhaupt typisch aufrecht wächst.

Beim Austreiben sind die Blätter rötlichgrün, mit blutrotem Schein, was mit den rosa Blüten einen prachtvollen Kontrast bildet. Ich hatte in diesem Jahre zum ersten Male solche blühenden Zweige in eine Vase als Zimmerschmuck verwendet, und war überrascht, das Zimmer plötzlich mit einem herrlichen Waldmeister-Geruch angefüllt zu finden. Es roch, als ob eine große Waldmeisterbowle offen im Zimmer stände. Die Untersuchung zeigte, daß die Blüten nur wenig dufteten, desto mehr aber die jungen rötlichen kaum halb entwickelten noch krautigen Blätter. Der Duft dieser Blätter scheint bisher noch völlig unbekannt gewesen zu sein.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1922

Band/Volume: [32](#)

Autor(en)/Author(s): Schwerin Friedrich [Fritz] Kurt Alexander von

Artikel/Article: [Dendrologische Notizen XIII. 73-93](#)